

Mani und die Manioten

Eine historische Reportage über ein
vergessenes Stück Griechenland

Fabian Brändle

In den 1950er Jahren bereiste der englische Weltenwanderer und Reiseschriftsteller Patrick Leigh Fermor die griechische Mani, isoliert gelegen im südlichen Peloponnes, damals nur schwer zugänglich, ein heisses, trockenes Land mit eigensinnigen, wilden, aber gleichwohl äusserst gastfreundlichen Bewohnerinnen und Bewohnern.

Der Engländer konnte perfekt Griechisch, er hatte schon 1933 eine Fusswanderung von Holland nach Konstantinopel unternommen und im Zweiten Weltkrieg als britischer Offizier den Partisanenkrieg gegen die deutsche Besatzung auf Kreta unterstützt.



Fermor, ein Freund und Vorbild Bruce

Chatwins, der heute beinahe hundert ist und noch immer in der Mani am Meer lebt, ist ein ausgezeichnete Beobachter und sprachgewaltiger Erzähler. Sein Interesse geht weit über Land-und-Leute-Schilderungen hinaus, umfasst historische, kunsthistorische und religionsgeschichtliche Passagen. Fermors Text sowie die historischen Ausführungen Norbert Schindlers zur Emigration und Odyssee eines maniotischen Clans im 17. Jahrhundert sind die Basis dieses Artikels, welcher der Leserschaft ein vergessenes Stück Griechenland näher bringen will.

Gewehre, Clans, Piraten

Die Manioten hatten nicht den besten Ruf. Sie galten als kriegerisch, brutal, diebisch. In früheren Zeiten wagten sich nur wenige Reisende in das von Meer und Taygetos-Gebirge abgeschirmte Land. Ihre Berichte waren meistens negativ. Die schlechte fama der Mani hat indessen durchaus einen realen Hintergrund, war doch die maniotische Gesellschaft tatsächlich kriegerisch, der Habitus ihrer Bewohner militaristisch. Die Türken vermochten diesen abgelegenen Winkel niemals richtig zu kolonisieren. Die Manioten inszenierten immer wieder kleinere und grössere Rebellionen gegen die osmanische Fremdherrschaft, ihr Land war auch das Rückzugsgebiet

für Verfolgte und Besiegte. Von der Mani aus entbrannte der griechische Unabhängigkeitskrieg von 1821, der nach 400 Jahren zumindest Teilen des heutigen Hellas die Freiheit brachte, unter Beteiligung übrigens vieler westeuropäischer Freiwilliger wie Lord Byron, die ihren Philhellenismus entdeckt hatten. Während der türkischen Zeit übten lokale beys, von den Osmanen anerkannte Fürsten, die Herrschaft aus. Mal kooperierten sie mit den Türken, mal mit den Venezianern, mal taktierten sie auf eigene Faust. Die Manioten waren begehrte Soldaten und Offiziere, sie galten als furchtlos und äusserst zäh. So wurde mancher Einheimische in fremden Diensten reich und zum Vorbild der Jungen. Für die maniotischen Feudalherren, die Niklier, galt Feldarbeit als unschicklich. Wer in seinem Dorf etwas darstellen wollte, war Soldat oder lebte von der Ausbeutung der Unterschicht. Für die Landwirtschaft ist die Mani ungeeignet, der sommerlichen Hitze wegen gedeihen praktisch nur Olivenbäume und Kakteen, deren Feigen man ass. In einem Dorf sei Erde so knapp, dass man diese importieren müsse, um die Toten zu begraben, schreibt Patrick Leigh Fermor. Dafür gewann man immerhin Meeressalz. Zudem lebten viele Manioten vom Fischfang, noch 1950 tummelten sich in den damals fischreichen Gewässern sogar sagenumwobene Delphine, denen man durchaus zutraute, Menschen in Seenot zu retten.

Die Macht der beys war durch zahllose Fehden begrenzt. Viele verschiedene Niklierclans konkurrierten zusammen mit ihren Untergebenen um die Macht in den Dörfern, um Olivenhaine und Fischfanggründe, oft auch gewaltsam. Tötete ein Niklier einen Rivalen, galt das Gesetz der Blutrache und Sippenhaftung. Nun lauerten die stets bewaffneten Hinterbliebenen auf einen günstigen Zeitpunkt, einem Feind das Licht auszublasen. Oft eskalierten solche Vendetten zu eigentlichen Dorfkriegen, die jahre-

lang dauern konnten und auch regelrechte Belagerung der Wehrtürme umfassten. Zwar gab es offizielle Waffenstillstände, bei denen Nahrung und Pulver gehortet wurden, doch oft führte eine solche Fehde zur völligen Ausblutung der Clans. Sie wurde erst beendet, wenn sich ein Clan bedingungslos unterwarf. Noch in den 1950iger Jahren diskutierten die männlichen Manioten leidenschaftlich über Politik, sich und den Rivalen nicht schonend.

Wer einen besonders hohen Wehrturm besass, konnte auf die Gegner hinunterblicken und diese beschliessen. Noch im 20. Jahrhundert wurden männliche Neugeborene als „Gewehr“ bezeichnet, ihre spätere Funktion voraussagend. Die Frauen waren in dieser patriarchalen Welt ziemlich rechtlos. Bei einem Todesfall trugen sie lange Zeit, manchmal lebenslang, Trauerkleidung, und ihre rührenden Totengesänge erfüllten die Gegend mit eindrucklichen Klagerufen. Oft waren sie ans Haus gebunden, durften dieses nicht verlassen. Untreue ahndete man streng.

Die weissen Türme geben den maniotischen Dörfern ihr Gepräge, lassen diese aussehen wie kleine südosteuropäische Varianten San Gimignano. Heute sind viele umgebaut zu Hotels. Geschäftstüchtige Manioten bauen nun neue Wehrtürme, um darin nostalgische Touristen unterzubringen. Tatsächlich hat der Tourismus Land und Leute merklich verändert, so wie überall auf der Welt. Patrick Leigh Fermor hat die Mani vor dem Einbruch der westlichen Welt bereist und erlebt. Gemäss seinen Schilderungen waren die Manioten ein äusserst gastfreundliches Volk, so ganz anders, als sie geschildert wurden. Stets tischten sie feine Speise und einen Retzina auf, stets plauderten sie mit dem fremden Engländer, versuchten diesem Informationen über das Königreich zu entlocken. Die Manioten waren damals, in den 1950er Jahren, politisch gesehen konservativ und royalistisch, sie befürworteten eher einen autoritären, hie-

rarchischen Staat, der allerdings zumindest ihnen die teure Freiheit beliess. Früher lebten die Manioten vom Solddienst und lange Jahrhunderte auch von der Piraterie. „Die Manioten“, so Norbert Schindler, „betrieben – wie viele andere auf dem Balkan auch, deren Überlebensräume eng geworden waren – nicht nur Seekrieg, sondern auch Seeräuberei und Menschenhandel (...).“ Die Seekonkurrenz der westlichen Mächte untereinander und mit dem Osmanischen Reich war, so Schindler weiter, der ideale Nährboden für die lokalen Piraten. Mit ihren wendigen Kleinbooten überfielen diese venezianische Galeeren und verkauften die armen Gefangenen als Sklaven nach Istanbul. Die Beute verkauften sie gewinnbringend unter dem Deckmantel normaler Handelsgeschäfte. Die Manioten arbeiteten fleissig an ihrem Ruf der Grausamkeit. Das ersparte ihnen oft gefährliche Enteraktionen, die Schiffsbesatzung ergab sich häufig, in Sorge um Leib und Leben. Natürlich war ein schlechter Ruf auch nützlich, Offizierstellen in fremden Diensten zu besetzen. Zum Kult um die Gewalt gehörte auch die Berufung auf die Abstammung von den antiken Spartanern. Sparta war einst ein mächtiger Kriegerstaat und Feind Athens gewesen, und dreihundert Spartaner hatten einst den Persern getrotzt.

Fermor beobachtete viele Elemente einer Synthese von heidnischer und griechisch-orthodoxer Religion. So waren im Glauben der Einheimischen Feen präsent, deren Ursprung die antiken Nereiden waren, oder der Prophet Elija war eine Umwandlung des Gottes Helios. Ansonsten waren die Manioten treue Verfechter des orthodoxen Glaubens, aber gläubisch zwar, aber doch auch streng kirchlich. Viele alte Kirchen und Kapellen mit herrlichen Fresken und Ikonen zeugen vom Glauben der alten Maniotinnen und Manioten.

Korsischer Exodus

Bereits der grosse französische Historiker Fernand Braudel (1902-1985) hat in seinem epochemachenden Buch zu Geografie und Geschichte des Mittelmeerraumes in der Frühen Neuzeit (1500-1800) auf einen besonders spektakulären Fall räumlicher mediterraner Mobilität hingewiesen: auf den korsischen Exodus des maniotischen Stefanopoli-Clans von 1675. Insgesamt rund 800 Menschen verliessen damals die Hafengstadt Vitylo, angeführt von den Clanoberen der Stefanopoli. Dieser einst mächtige Clan, der sich in direkter Abstammung von den letzten byzantinischen Kaisern, den Palaeologen, wählte, war im Verlaufe des 17. Jahrhunderts in arge



Rücklage geraten, sowohl wirtschaftlich als auch militärisch. Der regierende Bey war ihr Todfeind, und andere Clans hatten sich gegen sie verbündet. Die Oberen hatten Männer ausgeschiedt, einen alternativen Siedlungsraum zu erkunden. Fündig wurde man im damals genuesischen Korsika, wo den als Religionsflüchtlinge anerkannten Manioten fruchtbares Land zugewiesen wurde. Die Schiffspassage verlief nicht problemlos, viele Manioten starben wegen der beengten Verhältnisse. Auf Sizilien verbrachte man eine längere Zwangspause. Die Seerepublik Genua brauchte auf Korsika loyale, militärisch geschulte Menschen, die den korsischen Rebellen wehrten. Sie wies den Exilanten Land zu in Paomia. Zwar machten die Manioten innert kurzer Zeit Land urbar, militärische Konflikte mit den nach Unabhängigkeit trachtenden korsischen Nachbarn blieben aber nicht aus. Als sich die Korsen 1729 in einer grossen Rebellion erhoben, blieb den Manioten nur die Flucht nach Ajaccio, wo sie unter schwierigen Umständen lebten. Ihre Loyalität wurde indessen belohnt, eine neue griechische Siedlung entstand 1774 im Nordteil der nunmehr französischen Insel, in Cargèse. Auch die neuen Macht-

haber setzten auf den militärischen Schneid der Manioten. Ihre kriegerische Mentalität bewahrten sich diese vorläufig ebenso wie die griechische Sprache und die orthodoxe Religion, wichtige Bestandteile der Identität einer jeden Diasporagemeinde. Doch währte das neue Glück nicht lange. Während der Französischen Revolution standen die Manioten auf der Seite des Königs, waren also Verlierer und wurden erneut vertrieben. Im 19. Jahrhundert wurde die alte Griechenkolonie allmählich dekolonisiert, viele in Korsika wohnenden Manioten wanderten 1874 ins französische Algerien aus, wo sie sich bald mit französischen Siedlerinnen und Siedler vermischten und ihre griechische Identität verloren.

Die Mani ist noch heute eine Reise wert. Sie ist mittlerweile recht gut erschlossen, Busse fahren den Reisenden in entlegene Winkel. Die Steilküsten, das Gebirge, das wunderbare Meer, dazu eine wechselvolle, unruhige Geschichte machen die Region zum Sehnsuchtsort. Es bleibt zu hoffen, dass der Massentourismus nicht die Reste des maniotischen Stolzes verdrängt

Literatur:

Braudel, Fernand. Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II. Frankfurt am Main 1990.
 Fermor, Patrick Leigh. Mani. Reisen auf den südlichen Peleponnes. Zürich 2010.
 Obert, Michael. Chatwins Guru und ich. Meine Suche nach Patrick Leigh Fermor. Berlin 2009.
 Schindler, Norbert. Korsischer Exodus. Auf den Spuren der mediterranen Mobilität am Beispiel der Geschichte der Griechenkolonie von Cargèse. In: Historische Anthropologie 18 (2010), S. 25-68.